

Neue Schweizer Lyrik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [24]

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blitzableiter die Dächer und Giebel der scheinbar ohne trennende Gassen und Straßen aneinandergeliebten Häuser überragt — weit ausholend ein von rosa und grauen Wolken überzogener Himmel — still und unbewegt die Wasserfläche des Tiber im Vordergrund — alles aufs feinste abgetönt und von apartester Gewitterstimmung! De Grada hat das Motiv noch einmal gemalt, kleiner, aber kräftiger und mit blauem Himmel. Dort ragt das Dorf auf dem Hügel stolz empor, wie jene Kirche über Marseille — ich glaube, man heißt sie Notre Dame de la Garde — mit ihrer unvergesslichen Fernsicht auf das Meer, zu dem es auch unsern Künstler drängt, wie seine diversen Marinen in der Kollektivausstellung und vor allem seine Landschaft „Arco Muto“ bei Porto d'Anzio (S. 563) dartun. Noch hat er es nicht so sehr in der Gewalt, wie das Festland, oder besser, noch weiß er seine Eigenart und Stimmung nicht mit persönlicher Palette wiederzugeben. Das Bild ist überaus wirkungsvoll; die Felsenpartie rechts, die so sehr an die Tiberishöhe auf Capri erinnert, vortrefflich durchgebildet, und wie die weite Wasserfläche gegen den Horizont zu verebbt und sich scheinbar beruhigt, das ist ausgezeichnet beobachtet und gemacht. Aber noch ist es nicht ganz De Grada, wie er uns in genannten Landschaften oder in dem delikaten, stimmungs-

vollen „Orvieto“ (zweite Kunstbeilage) und etwa in der „Italienischen Landschaft“ (S. 568) entgegentritt, dieser so dekorativen und trotz aller Detailverachtung so bestimmten, klaren, sonnigen und so glücklich komponierten Landschaft mit den hoch und schlank aufstrebenden Pappeln, den blavioioletten, sanften Hängen und der wundervollen Luft ...

Nicht mehr lange, und diese aller Lebewesen völlig baren stillen Naturausschnitte werden sich beleben. Seit der Akademiezeit hat Raphael de Grada nichts Figürliches mehr gemalt. Einige verschollene Bildnisse ausgenommen. Aber er hat, wie er mir sagte, den Willen, nicht bei der Landschaft ausschließlich zu bleiben. Sein Gestaltungsdrang möchte sich auch den Menschen dienstbar machen. Und das ist zu begrüßen. Es kann ein Künstler sein Leben lang nur Stillleben (De Grada hat auch solche gestaltet, doch nur zur Erholung) oder Landschaften malen — ganz sich auszuprechen gestattet ihm erst die lebende Kreatur. Durch dieses Medium allein wird er uns alles sagen, was er zu sagen hat, durch dessen mannigfaltige Welt allein davor bewahrt werden, zum Routinier herabzusinken, dessen Sprache zur Manier erstarrte und mit lebensfähiger Kunst nichts mehr zu schaffen hat ...

Dr. Stefan Markus, Zürich.

In Weihnachtszeiten

In Weihnachtszeiten reis' ich gern
Und bin dem Kinderjubiläum fern
Und geh' in Wald und Schnee allein.

Und manchmal, doch nicht jedes Jahr,
Triffst meine gute Stunde ein,

Daß ich von allem, was da war,
Auf einen Augenblick gesunde
Und irgendwo im Wald für eine Stunde
Der Kindheit Duft erfühle tief im Sinn
Und wieder Knabe bin ...

Hermann Hesse, Bern.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Rechtzeitig vor Abschluß unserer lyrischen Jahresernte stellte sich auch noch Adolf Frey mit seinem von der zahlreichen Schar seiner Freunde und Verehrer lange mit Spannung erwarteten jüngsten Niederbande „Neue Gedichte“*) ein. In diesen Dichtungen der letzten Schaffensjahre tritt uns der bekannte Zürcher Dichter, wie es bei seiner künstlerisch in steter Ausbildung und Entwicklung begriffenen Natur nicht anders zu erwarten war, als ein vielseitiger, schöpferisch ungemein reich veranlagter Poet entgegen. Sprachlich wie inhaltlich fallen uns in dem neuen Niederband bemerkenswerte Eigentöne und individuelles Gestalten auf; da oder dort sind wohl auch die Einflüsse eines großen zeitgenössischen Dichterfreundes nicht ganz zu verkennen, freilich ohne daß der persönliche Stil dadurch eine bedeutsamere Einbuße erleiden würde. Die langsam und sorgfältig ausgereiften Liedkunstschöpfungen des vorliegenden Gedichtbandes sind in vier Gruppen geordnet. Unter den Überschriften „Lieb und Leid“, „Schatten und Gestalten“, „Unter Sonne und Sternen“ und „Schelmenwinkel“ finden wir vereinigt, was des Dichters stark und hoch empfindende Seele an Lust und Leid, Schwermut, Lebensstolz und schalkhaftem Humor in das typisch eigengeartete Gewand seiner herb und kräftig klingenden Sprache eingekleidet hat. Es sei uns vergönnt, ohne dem Leser der ganzen genauen Sammlung die eigenen freudigen Entdeckungen zu schmälern, das eine oder andere Meisterstück aus den verschiedenen Teilen hier namhaft zu machen. Schon die erste Gruppe bringt eine Fülle prachtvoller Naturstimmungs- und Liebeslieder mit Bildern von seltenem, sattem Glanze und einem aus den Tiefen der Menschenbrust emporrauschenden Klang; ich meine besonders Gedichte wie etwa „Sehnen“, „Sommertag“, „Wolkengruß“, „Edelweiß“ und „Die Rose“. Zu den eigentlichen Perlen dieses Abschnittes aber haben wir unstrittig die Gefänge

„Schlummerlied“, „Einmal“ und die beiden von wuchtiger Innerlichkeit erfüllten und durchzitterten Lieder „Der Becher“ und „Der Brief“ zu rechnen. Und den wunderherrlichen „Frühling“, eine Lenzbotschaft der liebeatmenden Natur von reizvoller Anmut und seelischer Vertiefung, möchten wir unsern Poesiefreunden denn doch nicht vorenthalten:

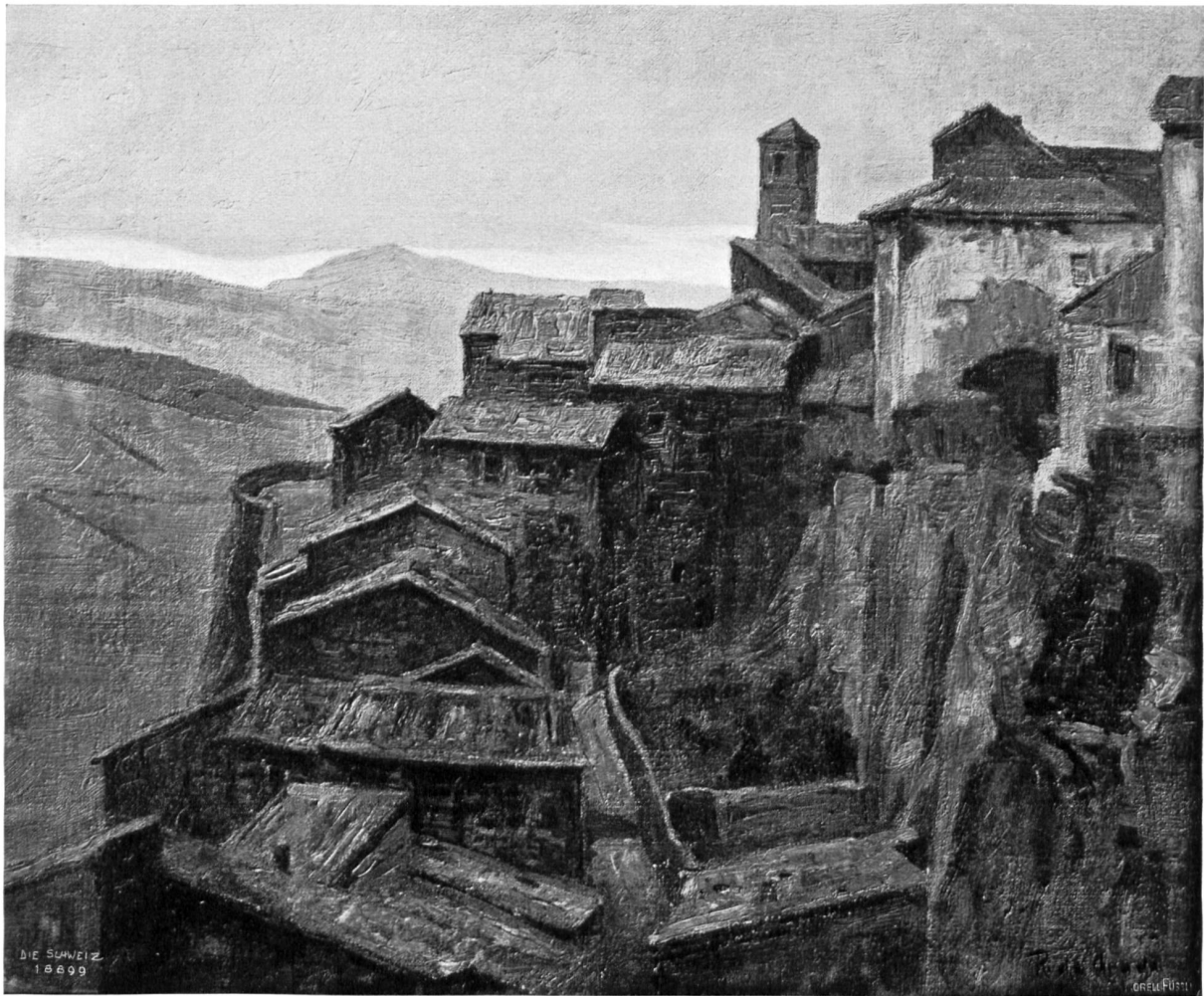
Der junge Wald ist ein grüner Rausch,
Aus dem Becher des Frühlings getrunken;
Mein wintermüdes Auge saugt
Die blühenden Blätterfunken.

Die Quelle schürzt ihr silbernes Gewand
Und springt den Reigen am Hange;
Die Wipfel sprudeln übertoll
Vom sprühenden Drosselfange.

O wußt' ich, wo du einsam gehst
In den sprossenden Wälderlehen!
Die webenden Gründe hauchen und wehn
Und bringen mir dein Sehnen.

Welch eine eigentümliche Mischung romantischer Gefühlstöne mit kühn geformter, modern anmutender, plastischer Bildlichkeit liegt uns hier vor! Die zweite Gruppe enthält außer andern, nicht unebenbürtigen Weisen das uns vor allen ansprechende persönliche Bekenntnis „Einst!“, dazu die fein geschauten und geprägten Dichtungen „Christkind“ und „Der kleine Hort“, die mit farbenbunter, echt freyscher Erfindungsfülle gestaltet worden sind, und den durch die Hegarsche Preiskomposition schon in weiten Kreisen bekannt gewordenen, knapp und markig gefaßten Text des Chorliedes „1813“. Auch im dritten Teil fällt uns der unermüdete Phantasie reichum auf, aus dem die Muse Adolf Freys selbst zu schöpfen und ihre Freunde zu beschenken und zu beglücken weiß. Gedichte wie „An die Nachtigall“, „Gesang in der Nacht“ und die zwei

*) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1913.



Raphael de Grada, Zürich.

Orvieto.
Phot. Ph. & C. Kint, Zürich.

wiederum äußerst individuell empfundenen und gefärbten Stücke „Nacht“ und „Augentrost“ sind die beredten und trefflichen Zeugnisse dafür. Mit den Beiträgen des den Liederband beschließenden Abschnittes hat sich der Dichter auch als Humorist vernehmen lassen, gewiß nicht ohne Geschick und Glück — ich möchte als Beispiele des Gelingens etwa die persönlich pointierte Skizze „Das Käzännli“ oder das legendenhafte, im Geiste Meister Gottfrieds konzipierte Genrebildchen „Die Beichte“ hervorheben — aber im allgemeinen doch, wie mir scheinen will, den Eindruck hinterlassend, daß auf diesem Gebiete nicht die eigentliche Stärke seiner künstlerischen Begabung liege. Immerhin, der Autor durfte sich die Freude solcher ehrenwerter Versuche wohl leisten ... Und so ist dem Adolf Freys neues Liederbuch wieder eine reife Gabe, ein Fortschritt sogar im Sinne eigenartiger künstlerischer Prägung und Schöpfung individueller poetischer Werte und schließt in sich einen vielversprechenden Ausblick auf das künftige lyrische Schaffen unseres hochverehrten Mitbürgers!

Und wieder wird uns die seltene hohe Freude an einer echten künstlerischen Offenbarung zuteil in dem Erstlingswerk eines jungen Zürcher Dichters. Karl Stamm, aus Wädenswil gebürtig, legt uns mit seiner ersten dichterischen Schöpfung „Das Hohenlied“*) gleich eine lyrische Talentprobe von nicht zu verkennender Eigenart und Schönheitsfülle vor. Da herrscht schon eine überraschende Meisterschaft der sprachlichen Behandlung und ein Reichtum an schöpferischer Phantasie- und Gestaltungskraft, an überzeugender Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit, wie sie uns nicht allzu häufig in so verheißungsvollen Formen bei jugendlichen einheimischen Poeten in den letzten Jahren begegnet sind. Und darum begrüßt man das frisch-frohe Werk und seinen aus dem Tiefen und Vollen seiner Kunstmöglichkeiten freigebig und mutvoll spendenden Urheber mit besonderem Stolz — ist er doch selbst voll der edelsten, tüchtigsten Wünsche und weist uns mit eigener Hand auf ein ersohntes, ihm erreichbares Ziel!

Ich bin wie eine weiße Schale
Im weiten Raume aufgestellt.
Das Flüstern klangerfüllter Tale,
Die Stille hoch im Sternensaale,
Das Licht, das in die Tiefen fällt:
Sie sammeln sich in meinem Grunde
Und treiben selig in der Rinde
Und formen sich in meinem Munde
Zum leisen Lied von Gott und Welt.

Sind das nicht Klänge von einer Tonfülle und Schöpfungslust-inbrunst, wie sie uns aus den schönsten Weihegesängen eines Rilke und eines Dehmel her vertraut sind? Und doch ist es nicht daselbe, es ist etwas anderes und in gewissem Sinne ein starker Einschlag vaterländischer Liedkraft und unverfälschter Persönlichkeit, was uns da aus diesen merkwürdigen Dichtungen so rein und eindrucksvoll, so schlicht und bewegt, so still und wuchtig entgegenklingt. Der jugendliche Sänger hat es gewagt und, wie das vollendete Werk deutlich erweist, auch wagen dürfen, in einem Zyklus von gegen hundert Sonetten, nur spärlich durch einige schwungvolle freie Rhythmen unterbrochen, sein gesamtes künstlerisches Erleben in Natur, Welt und Dasein einzuschließen und zu gestalten, ohne monoton, langatmig oder ermüdend zu wirken. In drei ungleich reichhaltigen Hauptgruppen, den Liedern „an die Natur“, „des Lebens“ und „der Seele“, von denen das bedeutsame Mittelstück wieder in die Unterabschnitte „Lied der Lust“, „das Tanzlied“, „Lied der Liebe“ und „Lied des Leidens“ zerfällt, weiß der Dichter den ganzen unermesslichen Zauber seiner wunderbaren Bildersprache zu entfalten, nie gehörte weiche, träumerische Weisen hervorzuholen und die Werte einer tiefgründenden, reichempfindenden Menschenseele ans Tageslicht zu heben, sie

im goldenen Gespinst der Lied- und Phantasiewelt leuchten und erstrahlen zu lassen. Und das alles ist nicht gelernt, nicht nachgefühlt, nicht nachgeschaffen, sondern frischer, ursprünglicher, elementarer, eigenartig-leidenschaftlicher Quell und Grundton einer ungewöhnlich reichbegabten, impulsiv und doch verhalten und primitiv sich äussernden Poetennatur. Man wird dieses hemmungslos sich auslebende und mit innerstem Drang sich in Formen ergießende Künstlertum aus einigen Proben am besten verstehen und würdigen lernen, und man wird dem gottbeseligten Sänger, der diese Weisen schuf, dadurch am ehesten nahekommen, daß man seine äußerlich herbe und schroffe Natur und Wesensart im Spiegel seiner Dichtung echt und wahrheitsgetreu zu erblicken vermag. Hier ist einmal im eigentlichen Sinne des Wortes „das Buch der Mensch“ und die abgeklärte dichterische Offenbarung nicht eine ehrgeizig-tändelnde und aufgebaufchte Spielerei, sondern das blutige Bekenntnis seines sehnächtigen, leidvollen Herzens! Doch ich hoffe, daß der Leser meiner Zeilen werde, in seinem eigensten Interesse, bald selbst zu diesem prachtvollen und erhebenden Feierabendstunden-Buche greifen! Zwei Stichproben mögen ihm noch die blühdunstenden, sternbesäten Pfade zu diesem Liederparadiese weisen helfen:

O Feierstunde! Sonnenuntergang!

Geliebter, halte deinen Atem an,

Daß ich den Abend besser hören kann;

Denn leise singt er heute seinen Sang,

In tiefer Ruh' und ohne Ueberschwang.

Wie mich die Zaubertöne mild umfahn

Und weiterschweben und nun wieder nah

Und mir verständlich bis auf einen Klang,

Der tief und dunkel aus dem Tal sich hebet

Und zitternd steigt und nun am höchsten schwebet,

Ganz nahe und dann plötzlich wieder fern ...

Geliebte, still, wir wollen tiefer lauschen ...

Hörst du des hohen Tones leises Rauschen?

Ich bin das Echo meines Herrn.

Gedenke, Seele, deiner Blütenzeit!

Wie ist sie fern! Versunken und verklungen!

Ihr blauen Tage, o wie seid ihr weit!

Das Lied der Frühe, es ist ausgesungen!

Es hat der Sturm die Blätter mir zerzaust,

Wild durch die Lüfte hat er mich geschwungen.

Wie gell er durch den Lebensbaum gebrault:

Mich zu bezwingen ist ihm nicht gelungen.

Ich wuchs und durfte reifen, Tag um Tag.

Weiß ich, wie dieses Dasein enden mag?

Genug! Ich reife auf des Lebens Flucht.

Der Sommer ging. Still tritt der Herbst ins Land ...

Und manchmal fühl ich eine kühle Hand —

Wer will dich ernten, herbe Frucht?

Das mag uns einen Einblick in das individuelle Gepräge und die farben- und klangtrunkene Schönheitsfülle der Jugendlidung Karl Stamms geben! Wer wird dich ernten, herbe, hohe Frucht?

Endlich wollen wir vor Jahreschluß noch zwei alte liebe Freunde und Volksänger begrüßen, die uns mit ihren reizvollen und schlichten, warmblütigen Mundartliedern immer wieder neue köstliche Stunden des Genusses bescheren. Der Schwyzer Dichter Meinrad Lienert spendet uns in einer einfach geschmackvollen Volksausgabe und einer kostbaren Luxus-edition für „Bücherfreunde“, wie man nun einmal, eigentlich recht sinnlos, zu sagen pflegt, die neue, endgültige, wieder mit dem alten, volkstümlich gewordenen Titel bezeichnete Fassung seines Liederbuches, den herzerfreuenden, lebensfrischen Band „'s Schwäbelpfiffli“*) in zwei, der leichteren Hand-

*) Lyrische Dichtungen. Mit einer Originaltabulierung und Buchschmuck von E. duar Gubler. Zürich, Verlag Art. Institut Drell Küßli, 1913.

*) Dritte, sehr vermehrte Auflage. Aarau, Verlag von S. R. Sauerländer & Co., 1913.

lichkeit wegen getrennt gebundenen Teilen. Und gleichzeitig hat der freundliche Liedervater auch einem seiner lieblichsten Mäusenfinder, dem ergreifenden, köstlichen „Heiwilt“*), ein neues, schmales und fein durchwirktes Gewändlein angezogen, in dem es sich noch freier und herrlicher im bunten Spiel der leichtbewegten Glieder tummeln kann als früher. Die beiden Dichtungen haben in ihrer jüngsten Fassung und Gestalt gegenüber den früheren Ausgaben viel an Glanz und Reife gewonnen und sind auch, besonders natürlich das Liederbuch, wesentlich und um kostbare, unvergängliche Stücke bereichert worden; die meisten Abteilungen zeigen einen beträchtlichen und erfreulichen Zuwachs an später entstandenen, aus den letzten Liederfrühlings-tagen stammenden Gedichten, und manche von diesen, wenn das überhaupt möglich, übertreffen noch ihre älteren Vorläufer an Anmut, Schallhaftigkeit, seelischer Vertiefung und künstlerischer Kompositionsfähigkeit. Wir dürfen vielleicht heute von den lieben bekannten Weisen absehen und das Hauptaugenmerk auf die wertvollen Zutaten und Vermehrungen der Sammlung richten. Da begegnet man denn gleich im ersten Bande so vollendet prachtvollen und gemütreichen Liedchen wie etwa „'s Fingerli“, „'s Rosstöckli“, „Sunntignumittag“, „Zulibane“, „Dr Garte Gottes“ und „'s Wybervolch“. Und im zweiten Band, da treffen wir unter einer erstaunlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ebenbürtiger Gedichte Meisterweisen wie „Blange“, „D'Rötsli“, „Chani cho?“, „Dorffe“, „Land a, iehr Vadersburschte“, „'s Fahrmaittli“, „'s Chloppe“ und das innig schlichte und bekennnisreiche Epilogstück „'s lezt Liedli“. Sollen wir über Art und Klang, über Wert und Stimmung der Poesie Meinrad Renerts noch etwas sagen? Es wäre wohl ein über-

*) Ein Heimwehlied. Dritte, umgearbeitete Auflage. Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1913.

flüssiges und zweckloses Beginnen, wissen wir doch alle längst gut genug, warum wir den sprudelnden Naturquell seiner Dichtung, den strahlenden Silberborn seines reinen, echten Poetengemütes so herzlich lieben und so hoch schätzen! Und am Schluß seines Liederbuches hat der Schweizer Sänger manchen seiner Freunde durch die „Liedlein“, die paar stillen, einfachen, selbst in Ton gesetzten Weisen, noch eine besonders willkommene und dankbar aufgenommene Gabe geschenkt; denn man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß, so schön und melodisch einige der bekanntesten Kompositionen Renertscher Liedertexte von Leu, Andreae, Schoed, Jelmoli und andern auch sein mögen, sie doch ziemlich beträchtliche Anforderungen an Wiedergabe und Begleitung stellen und daher wohl nie zum eigentlich populären Volksliedchen werden können, das Gassen auf und ab wandert und mit dem rastlosen Vogelflug über Felder, Wälder und Berge, weit über die heimatischen Grenzen sich hinausschwingt, wie wir es gerade den „Schwäbelpfiffli-Gefängen“ doch wünschen und gönnen möchten! Aber der Dichter selbst beschließe mit eigenem Wort das knapp skizzierte, so erfreuliche Bild seines reichen, kostbaren, ewig jugendlichen Schaffens und Schenkens:

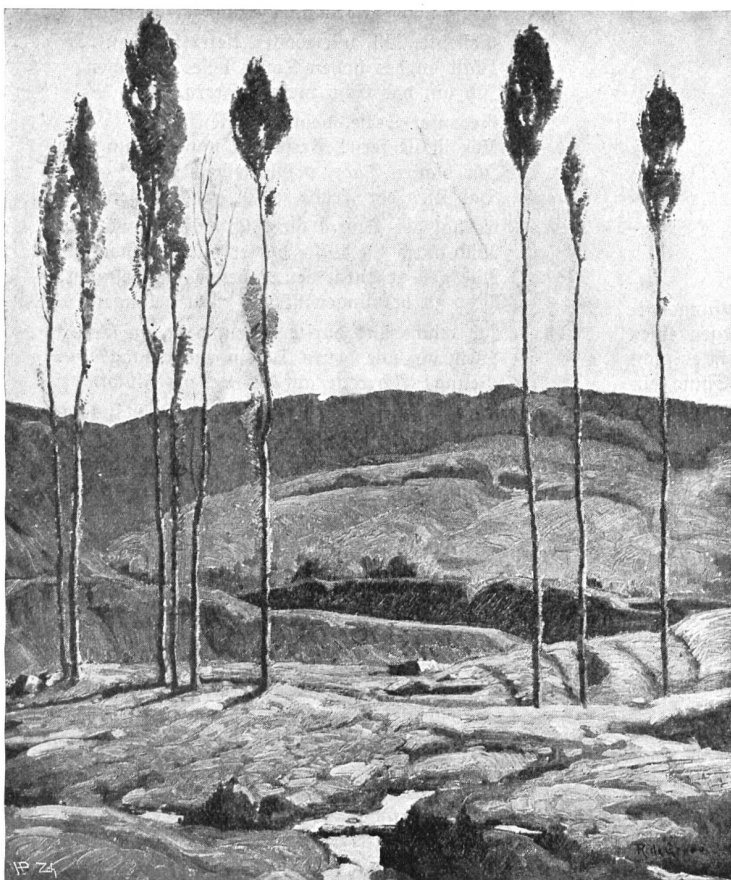
's Bäggli

Dr Schnee uf dä Bärge
Ist füürzündbrandrot,
Wie 's Schachelis Bäggli,
Wän d'Sunne ufgoht.
Und räufed all Gletscher,
All Himel durs Gstüüb,
Se warm wie das Bäggli
Gend' 'e inewäg nüd.

Du füürzündrots Bäggli,
I lo mer's nüd näh:
Dä muoßt i mys Stubli
's Nachlampeli gä.
Sng's dusse dä dunkel
Aes wie in're Chuoh,
I mach' mi a d'Heitri
Zuom Ampeli zuo.

Auch der Solothurner Dichter Josef Reinhart erfreut uns wieder einmal mit einer vollen und reifen Garbe seiner lyrischen Erntezeit. Unter dem bezeichnenden Titel „Im grüne Chlee“*) hat er uns ein reizendes zweites Bändchen von Mundartversen, „Neui Liedli ab em Land“, geboten, das alle uns vertrauten Vorzüge der ersten Lesung in noch gesteigertem Maße aufweist. Die frohe Munterkeit der launigen Erfindung, die stille Behmut des leidenden, sich sehnenden oder entsagenden Herzens, diese beiden alten und ewig neuen Offenbarungsformen der vaterländischen Volksseele, kommen in diesen feinen und zarten Dichtungen wieder getreulich und ungeschmälert zum Ausdruck. Mild und verhalten klingt der Ton, den Josef Reinhart in Lust und Leid den Saiten seiner Laute entlockt; er weiß ihn mit poetischem Verständnis und künstlerischem Geschick zu beherrschen, zu meistern im Sinn und Geist des eigentlichen, ursprünglichen Volksliedes, wie selten einer seiner Dichtungsgenossen und Weggefährten. In sechs Gruppen, die er „Johr-us, johr-n“, „Im grüne Chlee“, „Liedli vom Chilbichnab“, „Und 's Meiteli singt“, „I ghöre-n-es Glöggli“ und „Durs Läbe-n-us“ überschrieben hat, breitet der Dichter seine reichhaltigen, vielseitigen Liedererschätze in

*) Bern, Verlag von A. Francke, 1913.



Raphael de Grada, Zürich.

Italienische Landschaft.



Raphael de Grada, Zürich.

Toscanische Landschaft.

verschwenderischer Glanzfreudigkeit vor uns aus. Wie ein bunt wechselnder Reigen ziehen Stimmungsbilder und Sangesweisen vor uns vorüber, schmeicheln sich mit ihrem süßen schlichten Wohlklang uns ins Ohr und ins Herz, und es dauert nicht lange, so sind uns die meisten schon so lieb und vertraut geworden, daß wir sie gar nicht mehr vermissen oder entbehren möchten, daß wir sie wie alte Freunde nur ungern am heimeligen, heimischen Herde fehlen sehen. Wie gute Stuben- und Tischgenossen werden diese Lieder mit einem verwachsen, als sei es für ein ganzes, langes Leben! Aber sie sind eben auch so echt, so erlebt, so durchempfunden, so ohne Schminke und eiteln Selbstpuß geschaffen, und sie sind hinausgesandt als verklarte Zeugen des wirklichen Lebens, wie das Volk unseres Landes es sieht, fühlt und lebt; das ist ihr bestes Teil und ihr schönster Ruhm, wie auch der Grund ihres sichern Erfolges und Gefallens! Es täte uns leid, den schönen Erntestrauß zu zerpfücken und um den Eindruck seiner harmonischen Fülle und Einheit zu bringen, aber einige besonders leuchtende Blüten daraus möchten wir doch noch hervorheben und als eigentliche Pfadweiser zum Genuß dieser echt volkstümlichen Poesie bezeichnen. Dahin rechnen wir Gedichte von der Art, wie sie in Stücken wie „Als emol der Mähder chunnt“, „I glaube-n-i heig der Früehlig g'feh“, „I g'feh und g'feh's vor Auge“, „Was ha-n-i g'feh im Garte?“, „E Nägelstöck am Fänster“, oder in Weisen wie „Bergässe“, „Am Mühlibach“, „Sunneschyn“, „I d'Fröndi“, „Es tönt e Glogge“, „'s mueß öppis sy“, „'s Bättli“, „Zuflucht“, „Sei go, nit elei lo“ und „Zweu Köhli“ erklingt und unvergänglich, unaufhaltbar in uns nachhallt und nachzittert. Ernst und Schallhaftigkeit leben und

weben in gesunder, bodenständiger Mischung in diesen Dichtungen*). Auch von Josef Reinharts empfindungstiefer, freud- und leidvoller Liedkunst möchte ich, dankbar für das bisher Gebotene und von reichen Hoffnungen auf die Spenden der Zukunft erfüllt, Abschied nehmen, indem ich den Volkslyriker noch selbst mit einer trefflichen Probe seiner Kunst zum Worte kommen lasse:

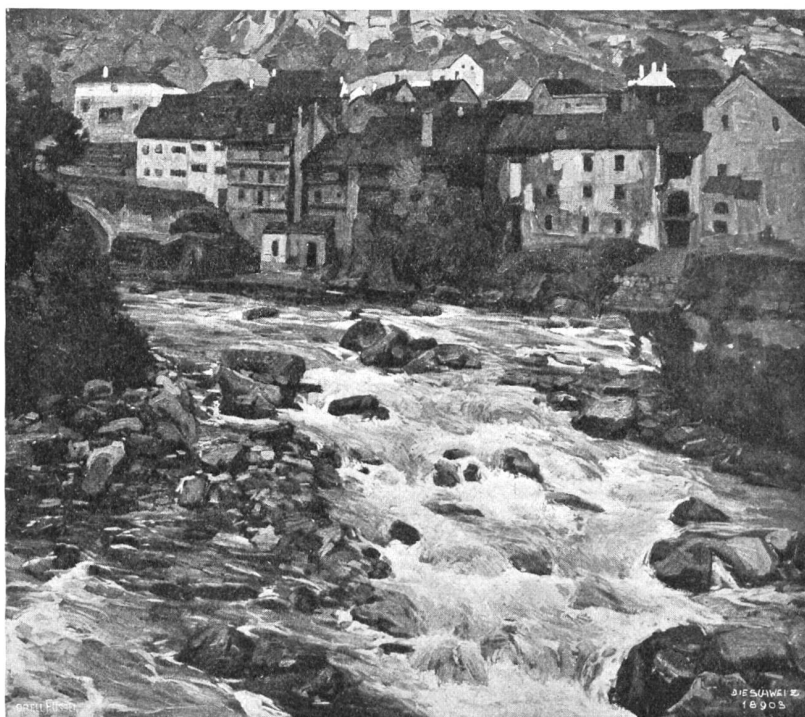
Bestand

Und wider sy mer glässe
Und luege-n-über's Land
Als wie vor alte Zyte
Und gänd enander d'Hand.
Stöhdn alli Bäum im Blüeihe
Dur's ganze Ländli us,
Und d'Sunne luegt vom Himmel
Als Fänster vo üsem Huus.
's isch alls no wie vor Zyte,
Als wie vor mängem Johr —
Do luege mer 'n-and i d'Auge:
„Du sag mer: Gäll, 's isch woht!“

* * * Alfred Schaer, Zug.

Die Kunst spiegelt den Menschen. Nur, wo der Künstler vornehm, echt und tief ist, kann auch seine Kunst diese Eigen-

*) Auch hier noch der Hinweis darauf, daß inzwischen der Solothurner Musikdirektor Casimir Meister sich daran gemacht hat, Jos. Reinharts „Wiedli ab em Land“ zu vertonen für eine Singstimme mit Klavierbegleitung; jüngst ist im Verlag von A. Francke ein erstes Heft herausgekommen mit Umschlagszeichnung von Rud. Wünger.



Raphael de Grada, Zürich.

schaften haben. In den „Liedern“ Helene Ziegler*) treten gerade diese drei Züge hervor. Dabei läßt der Gedichtband auf große Konzentration schließen. Gewisse Stimmungen, die wir bei andern Dichtern finden, liegen ihr fern; die Gefühle aber, die sie bewegen, sind so tief empfunden, schlagen so warme Töne an, daß in unserer Seele, wenn wir je Ähnliches erlebt haben, eine Saite mitschwingt. Gehen wir diesen Tönen ein wenig nach. Da lauschen wir dem fröhlichen Klang der Jugendfreude, der Lebensbejahung, wie in dem Gedicht:

Noch loht mir die Sonne tief im Gold,
Noch fährt in fliegendem Lauf mein Gespann;
Blutjunge Hengste ziehen daran.
Noch geht es fernab von Rot und Nacht usw.

Zu dieser Gattung gehören: „Frühjahrgewitter“, eine stimmungsvolle Landschaftsschilderung, ferner das an Bildern reiche „Leben“, das strophenweise Steigerung erzielende „Begeisterte“, „Jahreswende“, mit seiner eindrucksvollen Knappheit, „Morgen“, mit seinem Goldglanz, usw. Zahlreicher aber sind jene Gedichte, in denen sich Wehmut in die Farbenpracht schleicht, Herbststimmungen, die der Dichterin besonders liegen. Man denke an: „Die Blätter fallen“, „Herbst“, mit seiner letzten Sonnenwärme; wir spüren die Nebelschleier an uns vorüberziehen in „Herbstnebel“ und „Im Herbst“, „In fremder Stadt“. Der Spätsommer bildet auch den landschaftlichen Rahmen zu dem hübschen Gedicht „Zum siebenzigsten Geburtstag“. Diese Herbstlieder führen uns hinüber zu den ernstesten Stimmen, die zu uns sprechen in „Erkenntnis“, in dem ergreifenden „Schmerz“, in „Wunden“ usw.

*) Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1914.

Gibt es keinen Trost für diese Stimmen? Die Dichterin hat eine ausgeprägte Vorliebe für mystische Stimmungen, in denen sie Versöhnung und Stille sucht und deren mildes Halbdunkel sie in poetischer Weise wiederzugeben versteht. Hierher gehören „Das blaue Strahlen“, „Maienandacht“, „Requiem“, mit seinem eindrucksvollen Rhythmus. Frommes Vertrauen spricht aus „Glaube“, und von geheimnisvollem Reiz ist „Caritas“:

Wenn gott- und welt- und menschvergeffen
Du schlummerlos
Und seufzend auf dem Lager liegst,
Dann glaube, es knien im Dunkel Gestalten,
Die die mageren Hände gläubig falten,
Die die trockenen Lippen sach bewegt
Und flehn für dein Haupt um Trost und um
In einer bessern Stunde einmal [Segen.
War's, daß du ihnen dein Mitleid enthülltest,
Sie wieder mit leiser Hoffnung erfülltest
Und ihnen in ihrem armen Leben
Durch dich ein wenig Freude gegeben...
Das sind die Seelen, die nächtens bei dir.

Wem das Interieur bekannt ist, aus dem die Dichterin hervorgeht, der wird sich leicht den schönen Rahmen zum Gedicht „Die Moscheenampel“ denken:

Giornico am Tessin.

Sonntag war's. Zur Dämmerstunde,
Bei der Ampel warmem Licht,

Saßen wir im Saal. Und schauten
In den Strahl, den roten, trauten,
Träumten nur und sprachen nicht.
Schimmernd floss in bunten Wellen
Aus der Kuppel sanft der Schein,
Spielte zitternd wie im Tanze,
Wob mit seinem Zauberglance
Uns in duftige Märchen ein, usw.

Ein Lieblingsmotiv ist der „fallende Stern“, der verschiedentlich in origineller Weise auftaucht. Interessant ist auch immer, was uns die Dichter über ihre Muse vertrauen; wir nennen hier das reizende „Mein erstes Lied“, „Noch will ich schweigen nicht“, mit dem sangesfrohen Schluß: „Und schweigen will ich nicht, Da lebenswarm mich Lied um Lied durchflutet“ — und endlich „Muse“. Reich an Feuer und Tiefe, an echter Poesie ist der Abschnitt „Meine Seele deiner Seele“, der sich an eine Frau richtet und in dem sich uns das Talent der Dichterin am meisten enthüllt.

Nebenbei bemerkt: Helene Ziegler ist die Nichte Conrad Ferdinand Meyers, und einige unbewußte Anklänge an den berühmten Onkel würden sich nachweisen lassen. Noch vermag die Form nicht Stoff nicht überall zu bezwingen, noch ist dieser und jener Gedanke etwas ungeschickt ausgedrückt. Doch das sind geringe Mängel, und im allgemeinen sprechen diese Lieder in solch talentvoller Weise zu uns, daß wir uns rückhaltlos über ihr Erscheinen freuen dürfen und der Dichterin für ihre Morgengabe von Herzen dankbar sind.

Das Büchlein präsentiert sich in schmuckem rotledernem Gewande.

Bertha von Orelli, Zürich.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) III.

Jedes von Meinrad Lienert veröffentlichte neue Buch bedeutet für die Freunde der deutschen Literatur in der Schweiz ein Ereignis; dieser prachtvoll natürliche, durch und durch bodenständige Dorfgeschichtenschreiber mit seinem goldenen Humor und seiner feinen Kenntnis der Kindesseele, in deren Dar-

stellung er sich fast selber noch übertrifft und sicher von keinem zweiten übertroffen wird, diese, bei aller derben und fest zugreifenden, den Einfluß der Mundart nirgends verleugnenden Sprache, so unvergleichliche Feinheit und Zartheit in der Zeichnung vornehm fühlender und denkender Frauengestalten — all